

Liberalismus: Eine Grußkarte aus dem Roten Wien

Alexander Somek

2019-12-16T22:05:41

Stellen Sie sich vor, [geneigt* Les*](#), Ihnen würde der Fauxpas unterlaufen sein, eine transsexuelle Person als „sehr geehrter Herr“ oder „sehr geehrte Frau“ angeschrieben zu haben. Wäre das nicht grausam von ihnen gewesen? Die innere Stimme ihres zeitgenössischen liberalen „Me“ erforschend werden Sie brav antworten wollen: ja, leider, denn immerhin wären Sie wie ein transphober Panzer über die Selbstdefinition einer diversen Person hinweggerollt. Sie hätten dieser Person ihren besonderen Platz in der sozialen Welt aberkannt. So respektlos darf niemand sein.

Und doch mögen Sie auch Zweifel befallen. „Grausam“ – das ist doch, wenn man nackte Menschen in Eiskälte mit Wasser abspritzt und sie dann erfrieren lässt; wenn man Menschen ohne Narkose Organe herausschneidet, um herauszufinden, wie lange sie ohne diese überleben können; wenn man – „*best practice*“ in Belgisch-Kongo – unbotmäßige Arbeiter die Cichotte spüren lässt oder ihnen gleich eine Hand abhackt. Zwischen solchen Fällen und dem Ausgangsbeispiel besteht doch ein erheblicher Unterschied. Würde nicht, wer diesen Unterschied ignorierte, die Verreckten und die Verstümmelten verhöhnen? Wäre das nicht auch grausam?

Erstaunlicherweise lässt sich dem neuen Buch von Jan-Werner Müller [Furcht und Freiheit: Für einen anderen Liberalismus](#) eine konträre Idee entnehmen. Aus der Sicht dieses Werks könne a priori nicht ausgeschlossen werden, dass eine diverse Person, die binär codiert angesprochen werde, ebenfalls grausamer Behandlung unterliege. Evident könne es freilich nicht sein (88). Es komme darauf an. Worauf es ankomme, sei, denen, die als Opfer auftreten, zuzuhören (91, 120, 148). Es solle ihnen aufmerksam zugehört werden (95). Und wenn man mit dem Zuhören einmal fertig sei, würde jemand bestimmen, ob die Opfer wirklich Opfer grausamer Behandlung geworden seien.

Wer würde das bestimmen?

Die Vernunft würde das bestimmen (62).

Gott sei Dank.

Der Liberalismus ergreift Partei für die Vernunft (75-76, 118). Wegen seines frühen Rücktritts von der Volkssouveränität ist er aber notorisch in Verlegenheit anzugeben, in welcher Gruppe oder Institution sich diese verkörpert.

Yoda: Ein alter Hut das ist.

2.

Mit dem Fokus auf die Grausamkeit plädiert Müller für einen „anderen Liberalismus“. Weg mit dem einfach gestrickten Rechtsstaatsliberalismus Hayekscher Provenienz, denn der ist zu minimal ausgelegt und ein Komplize des *laissez faire* (39, 146); weg mit dem Selbstvervollkommnungsliberalismus eines John Stuart Mill, denn der spreche nur zu Strebern, wie Mill selbst einer gewesen sei (77, 83).

Der gesuchte andere Liberalismus sei der Liberalismus der Furcht. Er sei, weil er Opfern eine Stimme gebe, ein „Liberalismus von unten“ (146).

Die Idee stammt von [Judith Shklar](#) (84-89). Demnach bedeutet die Freiheit, für die der Liberalismus steht, sich nicht vor Grausamkeit fürchten zu müssen (87-88). Im Hintergrund der Idee steht wohl Shklars durchaus persönliche Erfahrung mit totalitären Systemen (27).

Im Kontrast dazu entpuppt sich Müllers „anderer Liberalismus“ bei näherer Betrachtung als ein Palimpsest, als eine Überschreibung also. Den nur schlecht abgeschabten Hintergrund bildet die liberale Urschrift, auf der geschrieben steht: keine Entfernung von Menschen bei Nacht und Nebel, kein gesetzwidriger Zwang, keine Reduktion der Menschen auf mit Schlägen disziplinierte Sklaven. Darauf aufgetragen wird ein „[postkategorialer](#)“ Diskurs, der die Themen des Urliberalismus für weitere Erfahrungen des Ausgeliefertseins öffnet. Diese zweite Schicht speist sich, zumal der Schwerpunkt auf der Unterdrückung und Ausgrenzung von Minderheiten liegt, aus dem Schutz vor Diskriminierung, die von den Betroffenen als demütigend und erniedrigend erfahren wird (148).

Am Durchschimmern des alten Diskurses zeigt sich, dass Shklars Liberalismus der Frucht vor allem eine gute Paraphrase bekannter Vorstellungen bietet. Er offeriert eine alternative Ansicht der Idee, die sich bei Montesquieu schon findet. Freiheit sei Gemütsruhe, die man genieße, wenn man sich in der Zuversicht wiegen könne, keine Übergriffe befürchten zu müssen (Vom Geist der Gesetze XI. 6.). Umgekehrt hemme das „Gefühl des Ausgeliefertseins“ (93) die Freiheit.

Die von Shklar wohl bewusst in Kauf genommene Redundanz des Ansatzes missbehagt aber offenbar einem Autor, der auf der Suche nach einem „anderen“ Liberalismus ist. Daher konstruiert Müller eine Verknüpfung zwischen der Sensibilität für die Erfahrung von Grausamkeit und der Vermeidung ihres Auftretens durch die Garantie von Rechten (101, 107, 116, 120): „Rechte schützen den Einzelnen und eröffnen furchtfreie Räume“ (147). Soweit noch nichts Neues. „Originell“ sieht es erst aus, wenn die Erfahrung von Grausamkeit mit dem Ausschluss oder der Missachtung von Gruppen kurzgeschlossen wird. Sein solle vielmehr umgekehrt die „Gleichbehandlung und damit Freiheit von Furcht.“ (116).

Der Liberalismus der Furcht verwandelt sich damit aber unter der Hand in einen Liberalismus der Inklusion.

Das Programm ist menschenfreundlich und wegen des offenen Ausgangs des Zuhörens auch unverbindlich. Dagegen kann man doch keine Einwände haben. Oder doch?

Einen Versuch ist es wert.

Den Begriff der Grausamkeit ins Zentrum des Ansatzes zu rücken und dessen Bestimmung an ein das Leid nachfühlendes (27) Geschichtenerzählen zu delegieren, zeugt von einer gewissen Bequemlichkeit der Gedankenführung. Aus bloßen Geschichten folgt normativ nichts, wie Müller selbst weiß (92). Also hätte er die alte „Anstrengung des Begriffs“ auf sich nehmen müssen.

Grausamkeit wirkt über den Körper und schaltet den Geist aus. Wer Geist hat, kann über seine Reaktionen entscheiden, indem er Gründe erwägt. Wer gefoltert wird, muss schreien. Wer ausgepeitscht wird, ist bloß eine Kreatur. Aufschreiend und weinend verlieren die Opfer die Aura ihrer Würde. Die Täter haben ihren Spaß daran. Grausamkeit reduziert die Menschen aufs Natürliche. Sie führt ihnen vor, wie sehr sie trotz allen Geistes im Organischen verwurzelt sind. Zur Demonstration hackt man ihnen ein Glied ab oder lässt sie verdursten. Die „seelische“ Grausamkeit dehnt die Erfahrung von genussvoll zugefügter überwältigender Pein bloß auf psychische Eindrücke aus.

Diskriminierungen sind zweifelsfrei demütigend. Die Afro-Amerikaner mussten im Bus hinten sitzen. Das war erniedrigend. Aber grausam war es nicht. Grausam war, was den Kongolesen unter Leopold II. angetan wurde. Eine Demütigung lässt den Geist intakt und setzt ihn sogar voraus. Sie mutet ihren Opfern zu, Regeln zu beachten, deren Befolgung signalisiert, dass sie Menschen zweiter Klasse sind. Aber sie können immerhin noch handeln. Auch schlimme Regeln machen eine Autorität berechenbar. Das Entsetzliche an grausamen Verhältnissen ist ja auch, dass man nie wissen kann, wann und wie die Grausamkeit zuschlagen wird. Deswegen traut sich niemand mehr frei zu atmen. Alle gehen beklommen in Deckung.

Um diese Erfahrung geht es im „Liberalismus der Furcht“.

2.

Müller dehnt diesen Liberalismus zum Inklusionsliberalismus aus und verschiebt damit den Fokus von der Furcht vor entsetzlichen Qualen auf die Furcht, nicht gleich viel wie die anderen zu gelten und deswegen erniedrigt zu werden (109, 112, 138). Das ist natürlich auch „liberal“. Letztlich muss es im Liberalismus um die Freiheit gehen, das, was man als das eigene Sosein versteht, auszuleben, ohne benachteiligt zu werden. Aber das ist kein „anderer“ Liberalismus (oder es ist ein „anderer“ nur insofern, als es sich gerade nicht um den Liberalismus der Furcht vor Grausamkeit handelt).

Müllers „anderer“ Liberalismus ist sogar ein alter Bekannter. Er hat uns seit gut vierzig Jahren im Gefolge der ideologischen Demontage der Sozialdemokratie begleitet. Der Inklusionsliberalismus hat den sozialen Liberalismus utilitaristischer oder Rawlsscher Provenienz verdrängt. Wie [Nachtwey](#) zurecht hervorgehoben hat, entfällt in seinem Kontext – wie bei Müller auch – die vertikale Dimension der Emanzipation. An den sozialen Statushierarchien und Klassengegensätzen ändert sich nichts mehr. Bloß auf der horizontalen Ebene – der gleichberechtigten

Mitwirkung auf den Ebenen der Hierarchien – wird die Diskriminierung abgebaut: „Lean In“, „Glass Ceiling“ etc. Zwar hat sich die Statuskonkurrenz „ethnisiert“ und „feminisiert“, aber das „Oben“ wird freudig bejaht, während die Sozialleitungen gekürzt werden. Der Inklusionsliberalismus ist kein Liberalismus „von unten“.

Einen solchen kann es wahrscheinlich nicht geben. Denn der Liberalismus ist das Credo der Aktiven, der Macher, der Gründer und der Sich-Selbst-Neuerfinder. Die Agilen werden sich im Rahmen einer postkategorial und also offen gedachten Antidiskriminierungsagenda Gehör verschaffen können. Sie werden laut aufschreien, trommeln, ein Getöse veranstalten und sich Respekt verschaffen. Die Überwindung der sexuell binär codierten Anrede muss erkämpft werden (und ist teilweise schon erkämpft worden). In diesem Kampf werden die Kämpfenden sich selbst finden. Seit Wilhelm von Humboldt ist der Liberalismus in diese Idee geradezu vernarrt gewesen. Die Menschen, die in Ruhe gelassen werden und nicht weiter hervorstechen wollen, kommen im liberalen Universum nicht vor. Sie arbeiten als Dienstboten oder liefern Pakete aus.

Gegen einen dem Diskriminierungsschutz und der Inklusion verpflichteten Liberalismus lässt sich daher einwenden, dass er auf die Dekommodifizierung vergisst. Das Leben bleibt bestimmt vom Kampf um Marktmacht und Ressourcen. Darüber hinaus ist er zutiefst aporetisch. Denn wenn die Opfer nicht den von ihnen erwünschten Status zuerkannt bekommen, werden sie sich als Opfer zweiter Ordnung verstehen. *Dieser* Opferstatus, aus dessen Sicht alles Liberale ohnedies als snobistisch gilt, ist das „gefährliche Supplement“ (Derrida) des Inklusionsliberalismus. Aus ihm gebiert sich das Gespenst des elitenfeindlichen Populismus, den er so artig abwehrt.

Müller will den Populisten dezidiert vorschreiben, was man sagen kann und was nicht. Der gezielt geplante „große Austausch“ lasse sich nicht behaupten (104). Was bedeutet das? Muss man die Behauptung verbieten? Vom Streberliberalen (77, 83) Mill können wir lernen, dass die dumme Rede, auf die keine Widerrede folgt, im Untergrund immer mächtiger wird. Besser raus damit und sie als Unsinn entlarven.

Oder trauen wir uns das schon nicht mehr zu?

Womit abschließend bloß noch zu erörtern bleibt, wieso der alte Wein in alte Schläuche gegossen wird.

Wie ein *basso continuo* durchzieht das Buch ein Rechtfertigungsversuch (106). Nicht der Hochmut der liberalen Bildungseliten sei schuld am Aufstieg des Populismus, sondern ... der Populismus selbst. Die Identitätspolitik sei keine Erfindung der Linken (111) und die Kontrastierung von sozialer Gerechtigkeit und Identitätspolitik sowieso „falsch“. Erfolgreiche Kämpfe um Gerechtigkeit seien immer auch „identitätspolitisch“ angelegt gewesen. Auch die Sozialdemokraten des Roten Wien hätten mit der Schaffung einer Arbeiterkultur die Arbeiterklasse identitätspolitisch aufgewertet (116).

Aber das stimmt natürlich nicht. Im Wien der Zwischenkriegszeit ging es um etwas anderes als um die Etablierung einer Alternativkultur zu Vermehrung der Vielfalt der

Situationen. Das Proletariat wurde als ausersehen erachtet, als letzte Klasse die neue universelle Lebensform aus sich zu gebären. Das war ein Horror für Liberale, denn immerhin ging es um nichts weniger als die Schaffung von „[neuen Menschen](#)“. Aber das war keineswegs Ausdruck von Identitätspolitik. Inklusionsliberale mögen sich auf Vieles berufen können – etwa auf Giddens und Blair – aber nicht auf das Rote Wien.

Das Resultat von Gleichbehandlung kann nur so gut sein wie ihr Maßstab. Die Gerechtigkeit kommt zuerst, die Gleichbehandlung danach. Ob der Inklusionsliberalismus darauf vergessen hat? Jedenfalls wird der Liberalismus, solange er darauf vergisst, gegen sein „gefährliches Supplement“ – den Populismus – wohl kaum ankommen können.

